

Sektion Alter(n) und Gesellschaft

Frühjahrstagung »Alter(n) und Geschlecht: Diversität und Diversifikation« am 24. und 25. März 2017, gemeinsam mit dem Deutschen Zentrum für Altersfragen (DZA) in der Hörsaalruine des Berliner Medizinhistorischen Museums der Charité

Alter und Altern sind, ebenso wie Geschlecht, soziale Konstruktionen, durch *Doing Age* beziehungsweise *Doing Gender* produziert. In der Forschung zu Alter und Altern sollte die Diversität und die Diversifikation des Alter(n)s mit Fokus auf die Dimension Geschlecht genauer beleuchtet werden, um sowohl der Vielfalt als auch ihrer Veränderung in der Lebensphase Alter und im Prozess des Alterns gerecht zu werden. *Das Alter* gibt es nicht: Wie Personen altern und wie sie die Lebensphase Alter erleben, hängt von vielen Faktoren ab, insbesondere von ihrem Geschlecht und ihrem Körper. In der soziologischen Betrachtung kommt hierbei Gender, also dem *sozialen* Geschlecht, eine herausragende Rolle zu. Menschen unterschiedlichen Geschlechts, mit unterschiedlicher sexueller Orientierung oder unterschiedlichen Geschlechterrollen, aber auch mit unterschiedlichen Geschlechterstereotypen, erleben viele Aspekte des Alterns und des Alters unterschiedlich. Die zwölf Tagungsbeiträge der Frühjahrstagung, an der 70 Personen teilgenommen haben, belegten das eindrucksvoll aus sehr verschiedenen Blickwinkeln anhand theoretischer Überlegungen und aktueller Forschungsergebnisse.

In seinem Beitrag »Othering Age oder Doing Other Age? – Zwei weitere Facetten der Verwirklichung des Alter(n)s? Oder: Fragilität als »Fratze« des Erfolgreichen Alter(n)s?« stellte *Klaus R. Schroeter* (Olten) Überlegungen zu Alter als sozialer Konstruktion in den Mittelpunkt, wobei sich dem *Doing Gender* vergleichbar vier Konstruktionsebenen als relevant erweisen: eine symbolische/diskursive Ebene; eine interaktive/praxeologische Ebene; eine korporale/materielle Ebene und eine leibliche/affektive Ebene. *Julia Habmann* (Vechta) analysierte *Doing Age* anhand der »Praxis und Verhandlung weiblichen Alterns anhand (selbstgenähter) Kleidung«, wobei sie auf Material aus Blogs zurückgriff, in denen konforme Kleidungsstile und somit Altersnormen verhandelt werden. Die Verschränkung von Alters- und Geschlechterbildern in der Werbung wurde von *Theresa Hoppe*, *Christine Philippson* und *Ilse Hartmann-Tews* (Köln) in einer quantitativen Studie untersucht. Sie konnten zeigen, dass ältere Frauen in der Werbung (Print und Fernsehen) unterrepräsentiert sind und dass die Altersstereotype geschlechtsspezifisch unterschiedlich sind, z. B. ein positiveres Altersbild

des älteren Mannes als »Experte« und ein negativeres Altersbild der älteren Frau im Kontext von Werbung für Pflege- und Gesundheitsprodukte, hier werden Frauen häufig als »fürsorglich« porträtiert.

Mit den Auswirkungen unterschiedlicher Biographien von Frauen und Männern für die Lebensphase Alter haben sich mehrere Beiträge befasst, unter anderem *Katja Möbring* (Mannheim) und *Nadine Reibling* (Siegen) am Beispiel der Gesundheit. Sie zeigten in ihrer Analyse von »Geschlechterunterschieden im Zusammenhang von Familienbiographie und Gesundheitsstatus im Alter«, dass Elternschaft sich auf die Gesundheit von Müttern im Vergleich zu Frauen ohne Kinder auswirkt, nicht aber auf die Gesundheit von Vätern im Vergleich zu Männern ohne Kinder. *Katrin Golsch* (Osnabrück), *Anja-Kristin Abendroth* (Bielefeld) und *Miriam Brückel* (Osnabrück) untersuchten »Dynamiken subjektiver Erwerbsprekarität in der späten Erwerbsphase«. Sie konnten zeigen, dass die Prekarität des Einkommens, der Arbeitsplatzsicherheit und der sozialrechtlichen Situation kumulieren, und zwar bei älteren Arbeitnehmerinnen und bei älteren Arbeitnehmern. *Wolfgang Keck* und *Laura Romou Gordo* (Berlin) fragten: »Sind Frauen aus jüngeren Kohorten besser im Alter abgesichert?« Sie konnten zeigen, dass die Rentenanwartschaften von Müttern sich durch die sozialrechtlichen Regelungen bei jüngeren Frauen bisher weniger stark unterscheiden von den Rentenanwartschaften der Frauen ohne Kinder als bei älteren Frauen, sich jedoch insbesondere lange Phasen der Teilzeiterwerbstätigkeit negativ auf die Rentenanwartschaften auswirken.

Dass eine traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht nur im Erwerbsleben dominiert, sondern auch in der Lebensphase Alter nichts an Relevanz einbüßt, zeigten die Studien, die zum Thema Pflege präsentiert wurden. *Christin Czapliski* (Berlin) berichtete im Beitrag »Diversität der Vereinbarkeitsmuster von Pflegenden: Eine Frage des Geschlechts?« auf Basis von Analysen der Daten der Deutschen Rentenversicherung Bund, dass Frauen häufiger Pflege und Beruf vereinbaren als Männer. *Corinna Kausmann*, *Claudia Vogel*, *Christine Hagen* und *Julia Simonson* (Berlin) konnten im Beitrag »Informelle Pflegetätigkeiten älterer Frauen und Männer außerhalb der Familie« zeigen, dass Frauen auch die informelle Pflege für Personen aus dem Freundeskreis und der Nachbarschaft häufiger übernehmen als Männer, und zwar insbesondere im Alter von 65 bis 74 Jahren. *Ralf Lottmann* und *Claudia Gather* (Berlin) untersuchten in einer aktuellen Studie über gleichgeschlechtliche Lebensweisen und Pflege im Alter die Sicht der zu Pflegenden. Im Vortrag »LSBT*I-Senior*innen – eine Zumutung für

die Altersforschung? Bedarfe, Chancen und Risiken für Pflege und das Alter(n) aus der Perspektive von LSBT*I Pflegebedürftigen« verdeutlichte Lottmann, wie wichtig die Fortbildung des Pflegepersonals zu Themen wie sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität ist, um professionell Pflegende zu sensibilisieren und Diskriminierungen von Pflegebedürftigen zu vermeiden.

Die Bedeutung der sexuellen Orientierung für das Altern stand auch im Vortrag »Was heißt hier anders? – Schwules Begehren als subjektiv relevante Kategorisierung in der Auseinandersetzung mit Alter(n) und Geschlecht« von *Lea Schütze* (München) im Vordergrund, in dem sowohl auf die heteronormativen Alternsnormen als auch auf »Ageism in der Szenex eingegangen wurde. *Cornelia Schweppe* (Mainz) stellte in ihrem Beitrag »Sex, Liebe, Frauen – Migration älterer Männer nach Thailand« eine Studie zu heterosexuellen älteren Männern aus Deutschland und anderen westlichen Ländern vor, die sich auf der Suche nach einer Beziehung vor allem ins Prostitutionsmilieu begeben. *Miranda Leontowitsch* (Frankfurt am Main) präsentierte im Vortrag »Caring Masculinities: Neue Erfahrungen der Fürsorge von Männern im Ruhestand« Forschungsansätze zu sich wandelnden Männlichkeitskonstruktionen. Ein Verständnis von Fürsorge als *caring about* im Unterschied zur Versorgung als *caring for* kann sich auf die alternative Gestaltung der persönlichen Beziehungen im Alter im Sinne moderner Männlichkeitsentwürfe auswirken.

In quantitativen soziologischen Studien zur Lebensphase Alter ist eine differenzierte Betrachtung von Frauen und Männern mittlerweile Standard. Auch qualitative Studien betrachten spezifische Aspekte geschlechtsspezifischen Alter(n)s. Dennoch steht in der deutschsprachigen Alter(n)ssoziologie eine systematische Analyse der Geschlechterverhältnisse, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und der Geschlechterungleichheit, die auch die Bedeutung der Intersektionalität (von Alter und Geschlecht sowie in Kombination mit anderen Strukturmerkmalen) berücksichtigt, noch weitgehend aus.

Julia Simonson, Claudia Vogel und Klaus R. Schroeter

Sektion Arbeits- und Industriesoziologie

Frühjahrstagung »Nachhaltige Arbeit«

Die am 6. und 7. April 2017 in Jena von 50 Teilnehmer*innen besuchte Tagung hatte zum Ziel, arbeitssoziologische Debatten und Theorietraditionen und den soziologischen Nachhaltigkeitsdiskurs systematisch aufeinander zu beziehen.

Karina Becker (Jena) bestimmte in ihrer Einführung zur Tagung Arbeit als die zentrale Vermittlungsinstanz zwischen menschlicher und außermenschlicher Natur. Sie konstituiert die gesellschaftlichen Naturverhältnisse, über sie wird Natur geformt, genutzt, verbraucht und umgestaltet. Nicht-nachhaltige Arbeit wirkt sich auch auf die menschliche Natur aus: Gesundheitliche Belastungen, Umweltgifte am Arbeitsplatz, psychisch belastende Leistungsvorgaben und ungesunde Arbeitszeiten sind nur einige Stichworte, die deutlich machen, dass sich Fragen der Nachhaltigkeit von Arbeit sowohl nach innen als auch nach außen stellen und soziale, ökonomische und ökologische Aspekte umfassen.

Während sich in der unternehmerischen Praxis zusehends Konzepte nachhaltiger Arbeit herausbilden, stehen systematische Untersuchungen zu subjektiven Perspektiven nachhaltiger Arbeit noch aus. Im ersten Themenblock wurden daher Studienergebnisse vorgestellt und diskutiert, die nach der Bedeutung der Nachhaltigkeitsidee im Kontext subjektivierter Arbeit fragten. Anhand von Jobwechsler*innen zeigten *Friedericke Hardering* und *Sarah Lenz* (Frankfurt am Main), dass Nachhaltigkeit als Legitimationsmuster für Ansprüche an gute Arbeit genutzt wird, etwa in der Weise, dass die eigene Arbeitskraft nicht für kurzfristige Ziele verschlissen wird, oder dass Bildungsressourcen nachhaltig genutzt werden. Ausgehend von der Beobachtung eines Bedeutungsgewinns individueller Akteure in der Governance von Arbeit gingen *Guido Becke* und *Günter Warsewa* (Bremen) dann der Frage nach, ob sich damit Chancen für eine nachhaltige(re) und sozialverträgliche Gestaltung von Arbeit verbinden. Auch der Beitrag von *Anne Göttert*, *Sarah Hinz* und *Stefan Schmalz* (Jena) konstatierte ein erstarktes Selbstbewusstsein von Beschäftigten in einer Region, die lange eher durch Verzicht und einem Raubbau an der Arbeitskraft geprägt war: Die ostdeutsche Arbeitsgesellschaft wird zunehmend durch eine Artikulation von Ansprüchen an Arbeit gekennzeichnet, die neben einer verbesserten Vereinbarkeit von Arbeit und Leben und gesundheitsförderlichen Arbeitsbedingungen auch Themen wie Beteiligung und Qualifizierung umfassen. Dieses Umdenken

deuten sie als neue »Nachhaltigkeitsorientierung« der Beschäftigten, die jedoch in unterschiedlicher Weise in den Betrieben verhandelt wird und deren konkrete Gestaltung in der Praxis noch weitgehend offen ist.

Mit eben jener Frage beschäftigte sich der zweite Themenblock. *Tobias Ritter* und *Stefan Sauer* (München) zeigten anhand eines gestaltungsorientierten Forschungsprojektes, wie Mitarbeiter*innen aktiv in Nachhaltigkeitsprozesse einbezogen und dabei ökologische und soziale Nachhaltigkeitsaspekte verbunden werden können. Voraussetzung dafür ist die aktive Partizipation der Beschäftigten an der Gestaltung ihrer Arbeitsprozesse (im Sinne sozialer Nachhaltigkeit) und die damit einhergehende Kompetenzvermittlung (»Nachhaltigkeitskompetenz«) und Ressourcenausstattung. Dass Aspekte nachhaltiger Arbeit in KMU neu und verstärkt thematisiert werden, um die *Employability* der Beschäftigten zu sichern, machten *Sebastian Brandl* (Mannheim) und *Ingo Matuschek* (Duisburg-Essen) deutlich und luden ein zur Diskussion darüber, inwieweit mit Gesundheits-, Qualifizierungs- und Motivationsangeboten auch Übergriffe im Hinblick auf individualökologische Selbstbestimmung erfolgen. *Katrin Roller* (München) verfolgte in ihrem empirischen Beitrag die These, betriebliche Mobilität forcieren Entgrenzungsprozesse »rund um die Arbeit« in räumlicher Hinsicht, zwischen Arbeit und Privatleben und zwischen Arbeitskraft und Person, und gefährde dadurch die genannten Aspekte nachhaltigen Arbeitens. Der Terminus Nachhaltigkeit – so ihre Schlussfolgerung – kann zwar innerhalb des Betriebs als normativ-politische Leitidee funktionieren, zur Analyse spezifischer Widersprüche und Problemlagen innerhalb der betrieblichen (mobilen) Praxis taugt das makrostrukturell angelegte Konzept allerdings nicht.

Ein weiterer Themenblock stand unter der Überschrift einer nachhaltigen Interessenvertretung. Die Ausgangsannahme des Projekts von *Eva Clasen*, *Florian Krause*, *Axel Haunschild*, *Rita Meyer* und *Hans-Gerd Ridder* (Hannover) ist, dass die in Deutschland gesetzlich verankerte betriebliche Mitbestimmung über Interessenvertretungen eine Implementierung und nachhaltige Verankerung von Nachhaltigkeitsprozessen auf der Basis von Betriebsvereinbarungen ermöglichen und sichern kann. Erste Analyseergebnisse zeigen, dass der Kompromisscharakter von Betriebsvereinbarungen sich in den Begründungszusammenhängen zeigt, in denen das Spannungsfeld der Interessen bezüglich sozialer, ökologischer und ökonomischer Ziele deutlich wird.

Unter der Überschrift »Gewerkschaften als Akteure einer sozial-ökologischen Transformation?« führte *Jana Flemming* (Jena) aus, dass neue Wei-

chenstellungen gewerkschaftlicher Politik in Richtung eines Postwachstums derzeit allenfalls implizit geführt werden. Am ehesten finden sie im Kontext der derzeitigen Debatte um Arbeitszeit statt; eine Verknüpfung und gar Infragestellung mit/von soziokulturellen Wachstumstreibern scheint sich in Gewerkschaftskreisen aktuell nicht durchzusetzen. Als originäre Akteursgruppe sozialökologischer Transformationen und Postwachstumsgesellschaften hingegen gelten Genossenschaften oder Kooperativen, die *Martin Fritz* (Bonn) zum Gegenstand seines Beitrags machte. *Georg Jochem* (München) und *Leonor Quinteros-Ochoa* (München und Iquique/ Chile) schließlich zeigten am Beispiel eines umstrittenen Fischereigesetzes in Chile, dass es geradezu gegensätzliche Ausdeutungen von Nachhaltigkeit (z. B. Nachhaltigkeit der Fischbestände versus Nachhaltigkeit von Arbeitsplätzen) geben kann. Ihre Forschungsperspektive machte zudem auf die vielerorts eurozentristische Verengung der Arbeitssoziologie aufmerksam, zu deren Überwindung zukünftig auch global vernetzte Arbeitskämpfe beitragen können.

Die abschließende Diskussion fokussierte vor allem die Frage, inwiefern die Debatten um Nachhaltigkeit den in der Arbeits- und Industriesoziologie gebräuchlichen Begriff von Arbeit in Frage stellen. So wird der Deutungskampf darum, was überhaupt als Arbeit gesellschaftlich anerkannt wird, auch in den Diskussionen um Nachhaltigkeit geführt. Konzepte eines erweiterten Arbeitsbegriffs – der über die formelle Erwerbsarbeit hinausgeht und informelle Eigenarbeit, Sorgearbeit und Gemeinschaftsarbeit, sprich: Subsistenzarbeiten aller Art, einschließt – finden hier ihren Platz und versuchen objektive Trends der Arbeitswelt (beispielsweise brüchig gewordene Erwerbsbiographien, steigende Frauenerwerbsquoten, die Zunahme von Teilzeitarbeit, die Entgrenzung von Arbeit und Leben etc.) mit normativen Zielen der Nachhaltigkeit zu vermitteln.

Karina Becker, Wolfgang Dunkel und Frank Kleemann

Sektion Familiensoziologie und Sektion Medizin- und Gesundheitssoziologie

Gemeinsame Frühjahrstagung »Familie und Gesundheit« am 20. und 21. Februar 2017 in Halle an der Saale

Die erste Session »(Re-)Produktion von Gesundheit in Familien« zeigte theoretische Perspektiven und gab einen Überblick über ausgewählte empirische Forschungsprojekte im Bereich Familie und Gesundheit. *Wilfried Schnepf* (Witten/Herdecke) berichtete von einem kooperativen Forschungskolleg »Familiengesundheit im Lebensverlauf (FamiLe)«, welches vier inhaltliche Schwerpunkte aufweist: 1. Gesundheitsverhalten in jungen Familien, 2. Krankheitsbewältigung in jungen Familien, 3. Familien im Versorgungssystem und 4. Familie im Alter. *Heike Ohlbrecht* und *Torsten Winkler* (Magdeburg) verwiesen anschließend unter dem Begriff Gesundheitskulturen auf gesundheitsrelevante kollektive Handlungsmuster und Sinnsysteme in Familien. Mittels rekonstruktiver familienbiographischer Narrationen versuchten sie, Wirkmechanismen zwischen der sozioökonomischen Position und Gesundheitsoutcomes aufzudecken. *Jörg Kohlscheen* (Bochum) untersuchte im dritten Vortrag am Beispiel kindlicher Verhaltensauffälligkeiten Paradoxien familialen Gesundheitsverhaltens: zum einen bei objektiv durch relative Einkommensarmut problembelasteten Eltern ohne Problemwahrnehmung (»Problemtolerante«), zum anderen bei sogenannten »problemsensiblen« Personen, die problembewusst, aber objektiv wenig belastet sind.

Thorsten Kneip (München) zeigte in der zweiten Session »Partnerschaften, soziale Unterstützung und Gesundheit« mit Daten des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam), dass auch unter weitgehendem Ausschluss von Endogenität ein Zusammenhang zwischen Partnerschaftsstatus und Depression nachzuweisen ist, der partiell über Intimität (Zufriedenheit mit dem Sexuellen und Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs) vermittelt wird. *Ingmar Rapp* und *Johannes Stauder* (Heidelberg) wiesen anhand einer Fixed-Effects-Panelanalyse der Daten des Sozioökonomischen Panels (SOEP) positive Partnerschaftseffekte auf die mentale Gesundheit zu Beginn der Partnerschaft sowie positive Effekte auf die physische Gesundheit erst bei längerer Partnerschaftsdauer nach. Im letzten Vortrag bestätigten *Nico Seifert* und *Jan Eckhard* (Heidelberg) den angenommenen Zusammenhang von sozialer Isolation und der subjektiven Selbsteinschätzung der Gesundheit anhand von SOEP-Daten erst nach Anwendung neuerer, komplexer

Varianten der Paneldatenanalyse, deren Güte jedoch erst in weiteren Studien nachgewiesen werden muss.

Die dritte Session behandelte das Thema »Gesundheit von Kindern und Jugendlichen«. Der erste Vortrag von *Marcus Knüll* und *Petra Stein* (Duisburg-Essen) zeigte auf Basis der pairfam-Daten (Wellen 2 bis 7), dass feste Arbeitsschichten nach 19 Uhr die Entwicklung der Kinder hinsichtlich prosozialen Verhaltens verschlechtern. Der anschließende Vortrag von *Julia Tuppatt* (Frankfurt am Main) wies – ebenfalls unter Nutzung der pairfam-Daten (Wellen drei bis sieben) – nach, dass gerade in der unteren Sozialschicht Kinder von Alleinerziehenden eine deutlich geringere Wahrscheinlichkeit eines guten Gesundheitszustandes aufweisen. Als nächstes präsentierte *Petra Rattay* (Berlin) Befunde auf Basis der KiGGS-Kohortenstudie, nach denen Übergänge von der Kernfamilie entweder in Einelfamilien oder Stieffamilien die selbst eingeschätzte Gesundheit der Jugendlichen negativ beeinflussen. Im dritten Vortrag untersuchte *Theresa Nagy* (Bochum) Verhaltensauffälligkeiten im familiären Kontext am Beispiel von ADHS. Sie zeigte anhand von Daten eines kommunalen Modellprojekts in NRW, dass negatives Erziehungsverhalten der Eltern die Wahrscheinlichkeit von Hyperaktivität bei Kindern erhöht.

Die vierte Session nahm den Zusammenhang von (Groß-)Elternschaft und Gesundheit in den Fokus. Der erste Vortrag von *Victoria Fischer* (Erfurt) betrachtete individuelle Einstellungen zur Abtreibung und zur Inanspruchnahme der Pränataldiagnostik anhand einer qualitativen Vignettenstudie. Zu ihren Ergebnissen gehörte unter anderem, dass je eher Behinderung als Defizit und Schaden betrachtet wird, desto eher Menschen bereit sind, eine selektive Abtreibung vornehmen zu lassen. *Michael Kübbirt* (Köln) und *Nadine Reibling* (Siegen) fanden anhand der SOEP-Daten eine signifikante Reduktion der sportlichen Aktivitäten nach dem Übergang zur Mutterschaft. Im letzten Vortrag untersuchte *Merib Ates* (Köln) Gesundheit und Wohlbefinden von Großeltern auf Basis des Deutschen Alterssurvey. Seine Analysen zeigten einen signifikanten Zusammenhang zwischen der Kinderbetreuung durch Großeltern und deren Gesundheit, jedoch konnte kein kausaler Effekt nachgewiesen werden.

Am zweiten Tag startete die Tagung mit der fünften Session zur Krankheitsbewältigung in Familien. Zunächst untersuchte *Christiane Knecht* (Witten/Herdecke) den Beitrag gesunder Geschwister von Kindern und Jugendlichen mit chronischer Krankheit. Anhand von qualitativen Interviews zeigte sie, dass junge Geschwisterkinder ihre Familie unterstützen und

entlasten, wobei sie dies als freiwilligen und selbst gewünschten Beitrag wahrnehmen. Im Folgenden berichtete *Michaela Sorber* (Witten/Herdecke) über parallele Partnerschaften bei chronischer Krankheit des Partners, in der Personen zum ursprünglichen Partner weiterhin eine Sorgebeziehung aufrechterhalten, aber gleichzeitig eine Partnerschaft mit einer neuen Person führen. Im dritten Vortrag behandelte *Matthias Müller* (Kassel) Partnerschaften von an Frühdemenz erkrankten Personen. Paarinterviews und ethnografischen Daten verwiesen auf negative krankheitsbezogene Verantwortungszuschreibungen und Wahrnehmungen von Schuld und Scham. Im abschließenden Vortrag demonstrierte *Regina Keller* (Bremen) anhand einer Längsschnittanalyse an SOEP-Daten, dass der Eintritt und Verbleib in einer Pflegesituation mit einer Verringerung der Lebenszufriedenheit des pflegenden Partners einhergeht, während nach Austritt aus der Pflege durch Tod des Partners oder Übergang in eine stationäre Pflegeeinrichtung ein Wiederanstieg der Lebenszufriedenheit zu verzeichnen war.

Die sechste Session widmete sich dem Thema »Verwitwung und Gesundheit im höheren Alter«. *Christian Deindl* (Frankfurt am Main) und *Martina Brandt* (Dortmund) gingen in ihrem Vortrag der Frage nach, ob der Verlust des Partners einen Einfluss auf die Gesundheit im höheren Alter hat und ob sich intergenerationale Unterstützung als Moderatorvariable betrachten lässt. Die Analysen von Daten der Wellen 2002–2012 der *Health and Retirement Study* deuteten darauf hin, dass Witwen-/Witwerschaft im Vergleich zum Alter möglicherweise eine geringere Rolle spielt als bislang vermutet. Im Anschluss daran beleuchtete *Katharina Loter* (Halle-Wittenberg) in ihrem Vortrag zum »Broken Heart«-Syndrom stressinduzierte kardiologische und psychologische Symptome nach einer Verwitwung anhand von SHARE-Paneldaten (2004–2013). Latente Klassenanalysen demonstrieren die Variabilität in der Anpassung an die Verwitwung bei Frauen und bei Männern. Im letzten Vortrag zeigten *Jonathan Wörn* (Köln) und *Marja Aartsen* (Oslo) anhand einer Fixed-Effects-Panelregressionen an Witwe(r)n aus der *Longitudinal Ageing Study Amsterdam*, dass kognitive Fähigkeiten nur in einem geringen Maße von Verwitwungseffekten betroffen sind.

Oliver Arránz Becker, Peter Kriwy, Katharina Loter, Matthias Pollmann-Schult, Marcel Raab, Nadine Reibling und Andreas Weber

Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung

Frühjahrstagung »Von Fall zu Fall. Zur Bedeutung des Falls in der qualitativen Sozialforschung« am 18. und 19. März 2016 in Berlin

Fälle werden von Kriminalisten aufgeklärt, von Sozialarbeitern betreut, von Statistikern gewichtet, von Ärzten behandelt, von Klienten erlitten und von Gerichten verhandelt. Es gibt Fallverantwortliche und Fallträger, Präzedenz- und Lehrfälle, aber auch – als Grenzfälle – die vielen Zu- und Abfälle in der Fallarbeit. Auch die qualitative Forschung hat es mit »Fällen« zu tun. Wir analysieren Einzelfälle, rekonstruieren die Fallstruktur oder widmen abweichenden Fällen besondere Aufmerksamkeit. Wir analysieren Praktiken der Fallbearbeitung und -zuschnitte in verschiedenen Herstellungskontexten. Wir untersuchen schließlich auch das Verhältnis zwischen Besonderheiten des Einzelfalls und allgemeinen Merkmalen von Fällen im Hinblick auf maßgebliche Fallkomponenten. Auf der Frühjahrstagung »Von Fall zu Fall« befassten sich insgesamt neun Referenten und Referentinnen mit der »Bedeutung des Falls in der qualitativen Sozialforschung«.

Claudia Peter (Frankfurt am Main) befasste sich mit der »allmählichen Konstruktion des »Falls« während des Forschungsprozesses durch die sukzessive Rekonstruktion der Perspektiven«. Ausgehend von einem phänomenologischen Verständnis von Fall plädierte sie für eine Unterscheidung von Fall, Phänomen und Feld. Aus der empirischen Praxis zu einem DFG-Projekt über Veränderungen im Krankheitsspektrum bei Kindern und Jugendlichen zeigte sie die verschiedenen Perspektiven des Felds (der Eltern, Therapeuten, Ärzte etc.) auf die Kinder, welche im Projekt ethnographisch und über Experteninterviews erfasst wurden.

Susann Wagenknecht (Siegen) befasste sich in ihrem Vortrag mit »Casing als Prozess« und zeigte, »wie sich im Forschungsverlauf verändert, was ein Fall ist, kann und soll«. Sie beschrieb in Anschluss an Charles C. Ragin den Umgang mit sozialwissenschaftlichen Fällen als *casing*. Anhand eines Projekts zum Gebrauch von Algorithmen bei städtischem Verkehrsmanagement (konkret: eine Ampelschaltung) zeigte sie, wie im Lauf des Forschungsprojekts verschiedene »Fällungen« vorgenommen wurden und wie die Fälle die Theorie aber auch die Empirie filtern.

Hans J. Pongratz (München) diskutierte »Anforderungen der Fallkonstruktion« und den Fall als Konstruktionsleistung des Forschungsprozesses anhand von Interaktionsfallstudien (aus Beratungsgesprächen zur Förderung von Selbständigkeit im Jobcenter). In Anschluss an Ragin fasst er

casing als tentativen und iterativen Prozess. In diesem Prozess ist die Beobachtung der Grenze zwischen Fall und Kontext und deren fortlaufende Verschiebung relevant. Die Grenze zwischen Fall und Kontext ist zum einen eine methodische Entscheidung, sie ist zugleich zentrale Voraussetzung des Erkenntnisprozesses.

Denis Hänzli (Darmstadt) befasste sich mit »spannenden Fällen« als möglichen »Ansatzpunkten einer tensionalen Soziologie«. Ausgehend von der Beobachtung, dass viele Verfahren der qualitativen Sozialforschung dazu neigen, unzweideutige Verlaufstypen herauszuarbeiten oder einen widerspruchsfreien Fall zu präsentieren, stellte er die Frage, ob die qualitative Sozialforschung damit nicht die gesellschaftliche Tendenz zur »Klärung« von Fällen (dem juristischen Fall, dem medizinischen Fall) folge und diese Tendenz der Bereinigung reproduziere. Im Gegensatz dazu plädierte Hänzli für den Fall als »Spannungsträger« und als Ausdrucksgestalt der schon bei Simmel beschriebenen »Gespanntheit« als konstitutivem Merkmal moderner Gesellschaften.

Grit Petschick (Berlin) diskutierte die »Grenzen des Falls« und befasst sich insbesondere mit der Frage, wie mit fallspezifischen »Besonderheiten und Verallgemeinerungen« umzugehen ist. Anhand einer ethnographischen Untersuchung über die Konstruktion von wissenschaftlichen Arbeitsroutinen und Arbeitsbedingungen in zwei naturwissenschaftlichen Arbeitsgruppen zeigt sie, welche Probleme Fälle erzeugen, die sich sehr unterschiedlich entwickeln, kaum mehr Vergleichsmöglichkeiten zulassen und damit die Logik von Fallvergleich und Fallkontrastierung konterkarieren.

Stefan Laube und *Jan Schank* (Frankfurt am Main) widmeten sich der »Entstehung parlamentsethnografischer Fälle«. Anhand zweier ethnographischer Fallstudien, welche die Verfertigung von parlamentarischen Anträgen zum Gegenstand hatten (eines Leitantrags, eines Entschließungsantrags), diskutierten sie die parlamentarische Diskursarbeit als multi-situiereten Nexus von Aktivitäten. Die trans-situativen Praktiken der Akteure und das Feld, das sich *multi-sided* (George Marcus) konstituiert, zwangen die Ethnographen dazu, sich »an Anträge zu heften« und die lokalitätsverkettenenden Praktiken der Akteure zu rekonstruieren.

Peter Hofmann und *Annekathrin Stange* (Mainz) befassten sich mit Frage, wie man aus der materialreichen »Tiefe des Falls« zu fallübergreifenden Aussagen gelangen kann, ohne den Detailreichtum des Falles über eine Typenbildung zu verlieren. Daten sind, so argumentierten sie, »fallaffin«, und die Überwindung der spezifischen idiosynkratischen Fallstrukturen

eine methodische Herausforderung. Anhand eines ethnographischen Projekts zur Soziologie des Elternwerdens zeigten sie, wie man aus dem Detailreichtum einzelner Fälle zum Phänomen gelangt, das fallübergreifend Gültigkeit hat.

Die Beiträge und die sich anschließenden Diskussionen zeigten, welche zentrale Rolle dem Fall in der qualitativen Sozialforschung zukommt. In den verschiedenen Beiträgen zeigten sich verschiedene Verständnisse davon, was als Fall gilt, was ihn vom Forschungsgegenstand unterscheidet, welche Rolle er im Korpus spielt und wie er sich zu seinem Kontext verhält. Deutlich wurde, dass der Fall eine janusköpfige Funktion im Forschungsprozess einnehmen kann: Er filtert den Blick aufs Material, er strukturiert den Gegenstand, zugleich öffnet er sich zur Theoriebildung – fallen lassen können wir ihn also nicht.

Ruth Ayaß

Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse

Tagung »Prekarisierung Unbound? Zum gegenwärtigen Stand der Prekarisierungsforschung aus interdisziplinärer Perspektive« am 2. und 3. März 2017 an der Humboldt-Universität zu Berlin

»Prekarisierung« und »Prekarität« bezeichnen weitreichende Verunsicherungsphänomene und sind integraler Bestandteil soziologischer Zeitdiagnosen. Doch gibt es in der Ungleichheits-, Arbeits- und Geschlechtersoziologie unterschiedliche konzeptionelle Verständnisse und empirische Zugänge zu diesen Phänomenen. Ein zentrales Anliegen der von *Christine Wimbauer*, *Mona Motakef*, *Johannes Giesecke* und *Gabi Jähnert* (Berlin) organisierten Veranstaltung, die als Tagung der Sektion Soziale Ungleichheit und des Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU zu Berlin, sowie als Abschlusskonferenz des DFG-Projekts »Ungleiche Anerkennung? ›Arbeit« und ›Liebe« im Lebenszusammenhang prekär Beschäftigter« fungierte, war es, diese Forschungsbereiche in einen fruchtbaren Dialog zu bringen. Themen wie prekäre Sorge, das Verhältnis von Arbeit und Liebe, Entfremdung in der Erwerbsarbeit, prekäre Lagen von Frauen im Ruhestand und soloselbstständigen Migrant*innen, aber auch steigender Rechtspopulismus und das Verhältnis von Zeit, Sorge und Schulden lockten zahl-

reiche Teilnehmende an die Humboldt-Universität zu Berlin. Zwei Fragen zogen sich wie rote Fäden durch das mit über 40 Beiträgen gespickte Konferenzprogramm: Was wird für wen prekär? Welche sozialen Folgen und gesellschaftspolitischen Herausforderungen ergeben sich daraus? Anhand ausgewählter Beiträge berichten wir von verschiedenen Perspektiven auf diese Fragen.

Mehrere Beiträge beschäftigten sich mit Prekarisierung in der Erwerbssphäre. *Natalie Grimm* (Göttingen) rekonstruierte anhand biografisch-narrativer Panel-Interviews, dass Erwerbsarbeit trotz erwerbsarbeitsbezogener Statusinkonsistenzen die zentrale Statuszuweisungsinstanz bleibt. *Petra Schütt* (München) zeigte mit Daten aus demselben Projekt, dass erwerbs- und leistungsorientierte Erwerbslose (doch) nicht jede Erwerbsarbeit annehmen, da für sie nicht eine schnelle, sondern vor allem eine sichere und stabile Arbeitsmarktintegration relevant ist.

Andere fokussierten die Prekarität von Selbst- und Fürsorge. *Brigitte Aulenbacher* (Linz) zeichnete in ihrer Keynote eine neue Stufe kapitalistischer Vergesellschaftung nach, in welcher die Kapitalverwertung in besonderem Maße Vorrang vor der menschlichen Existenzsicherung genieße. Diese strukturelle ›Sorglosigkeit‹ sei eine Herausforderung für das Gerechtigkeitsideal der Moderne, welches eine legitime Gesellschaftsordnung nach meritokratischen Prinzipien verspricht: In der Leistungsgesellschaft würde die grundlegende Abhängigkeit und Fürsorgebedürftigkeit menschlichen Lebens verkannt und stattdessen mit der Selbstsorgefähigkeit die Eigenverantwortung und Autonomie des Subjekts privilegiert.

Weitere Beiträge untersuchten mit dem Konzept Prekarität im Lebenszusammenhang Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Lebensbereichen und somit auch das Private. Ausgehend von Honneths und Butlers anerkennungstheoretischen Überlegungen untersuchten *Christine Wimbauer*, *Mona Motakef* und *Ellen Ronnsiek* (Berlin), wofür prekär Beschäftigte – mit und ohne Paarbeziehung – Anerkennung suchen und finden. Für die Paare konstatierten sie, dass bei einigen beruflich bedingte Anerkennungsdefizite durch die paarinterne, vergeschlechtlichte Nichtanerkennung von Erwerbs- und Sorgearbeit noch verschärft wurden, während andere diese durch Liebesanerkennung in der Paarbeziehung abmilderten. *Katrin Menke* (Duisburg) und *Sarah Speck* (Frankfurt am Main) zeigten am Beispiel von heterosexuellen Familienernährerinnen-Paaren, dass das Aufbrechen des männlichen Ernährermodells oftmals auch zu einer Verunsicherung der Ge-

schlechterordnung, insbesondere in Bezug auf Männlichkeiten führt. Diese Verunsicherung werde je nach Milieu unterschiedlich bewältigt.

Auch Beiträge auf Grundlage standardisierter Daten präsentierten ein multidimensionales Verständnis von Prekarität. *Jutta Allmendinger, Stefan Stubb* (Berlin), *Markus Promberger, Brigitte Schels* und *Kerstin Jabn* (Erlangen-Nürnberg) legten ihrer Untersuchung von prekärer Beschäftigung im Erwerbsverlauf einen Prekaritätsindikator zugrunde, der den kumulativen Charakter von Prekarität miteinbezieht. Anhand Sequenzclusteranalysen mit SOEP-Daten konnten sie prekäre Beschäftigung auch als temporäre Übergangsphänomene (etwa bei Berufsein- und -austritt, sowie aufgrund verschiedener Familienphasen) fassen. Nichtsdestotrotz verwiesen ihre Schätzungen auf die Existenz eines zeitlich und personal stabilen Prekariats. *Nicolas Morgenroth* und *Nils Teichler* (Berlin) konnten mit Strukturgleichungsmodellen ebenfalls auf Basis von SOEP-Daten zeigen, dass sich Personen in geringfügiger Beschäftigung, in Zeitarbeit und aus armen Haushalten eher ohnmächtig und fremdbestimmt, also entfremdet fühlen.

Nicht zuletzt wurden Gesellschaftsbilder prekär Beschäftigter diskutiert. *Klaus Dörre* (Jena) argumentierte in seiner Keynote, dass Prekarisierung nur bedingt als Triebkraft eines zunehmenden Rechtspopulismus verstanden werden könne. Er zeigte anhand empirischen Materials, dass Menschen prekäre Arbeits- und Lebenserfahrungen auf verschiedene Weisen in ihr Alltagsbewusstsein einbinden und dieses teilweise in rechts-autoritäre Orientierungen überginge. Er plädierte für eine öffentliche Soziologie, welche die klassenspezifischen Aspekte der rechtspopulistischen Axiomatik diskutiert. Auch *John Lütten, Florian Butollo* und *Jakob Köster* (Jena) fragten nach dem Gesellschaftsbild der Prekären, insbesondere ihren politischen Orientierungen, Zukunftserwartungen und Gerechtigkeitsvorstellungen. Anhand qualitativer Interviews mit Erwerbslosen und prekär Beschäftigten, fanden sie eindeutige Spaltungsprozesse, die auf Erfahrungen von Marginalisierung und Stigmatisierung in der Konsequenz der Agenda 2010 zurückzuführen seien.

Ein hoffnungsvolleres Bild von den möglichen Folgen von Prekarisierung und Prekarität zeichnete *Isabell Lorey* (Kassel) in ihrer abschließenden Keynote. Zwar beuteten Finanzkapitalismus und Schuldenökonomie die grundlegende Fähigkeit aus, mit der Kontingenz menschlichen Lebens umzugehen – und stellten über das Versprechen der Rückzahlung den Gehorsam sicher. Doch erfordere dieses Zeitregime, so Lorey, ein Neudenken, ein »Queering« von Zeit- und Schuldenökonomien, welches eine Aufkün-

digung der Gabenlogik bedeuten und soziale Beziehungen und Abhängigkeiten ins Zentrum stellen würde.

Der Dialog der verschiedenen Fachbereiche ist bei der Tagung »Prekarisierung Unbound?« nicht nur gut gelungen, sondern auch besonders lohnend gewesen: Am Ende fügten sich die Beiträge wie ein Mosaik zu einer Antwort zusammen: Prekarisierung und Prekarität bezeichnen weitreichende und facettenreiche Verunsicherungsphänomene – doch ganz und gar »unbound« sind diese eben auch nicht. Zwar erodieren das männliche Normalarbeitsverhältnis und Ernährermodell sowie die damit zusammenhängenden Geschlechterkonstruktionen und wohlfahrtsstaatlichen Arrangements. Doch für bestimmte weibliche, queere, migrantische und (post)koloniale Subjektpositionen handelt es sich um (verschärfte) Persistenzen bereits existierender Ungleichheiten. Auch die sozialen und gesellschaftlichen Folgen prekärer Erwerbs- und Lebenszusammenhänge sind nicht zu unterschätzen. Trotz allem kann Prekarisierung alternative Handlungsräume eröffnen – für eine öffentliche Soziologie, Männlichkeitskonstruktionen oder Sorgebeziehungen – so zumindest das hoffnungsvolle Fazit der Tagung.

Leonie Linek, Julia Bringmann

Sektion Wissenssoziologie

Tagung »Vergangene Vertrautheit? Soziale Gedächtnisse des Ankommens, Aufnehmens und Abweisens« am 9. und 10. März 2017 in Augsburg

Die sechste Thementagung des Sektionsarbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen an der Universität Augsburg wurde von *Oliver Dimbath* (Augsburg), *Anja Kinzler* (München) und *Katinka Meyer* (Göttingen) organisiert. Die aktuelle Thematisierung der (un-)mittelbaren Begegnung mit Geflüchteten und Migrierten in und an den Außengrenzen Europas, sowie mediale und politische Debatten um Gleichheit und Verschiedenheit, Öffnung und Schließung gaben Anlass zur Erörterung theoretischer Überlegungen wie empirischer Befunde an der Schnittstelle von Migrations- und Gedächtnissoziologie.

Die derzeit medial, politisch sowie alltagsweltlich gehegten Befürchtungen gegenüber einem »Gespenst der Migration« nahm *Anja Kinzler* (München) zum Anlass, um auf die tagungsbedingte Aufarbeitung eines inner-

disziplinären Desiderats aufmerksam zu machen, das an der Schnittstelle von Migrations- und Gedächtnissoziologie aufzuspüren sei und selbstverständlich gewordene, quasi-natürliche Argumentationsmuster des Eigenen und des Fremden zu kontrastieren wüsste.

Im ersten Panel »Erinnerungsnarrative der Transformation« zeigte sich anhand einer »alternativen Lesart« des Calls, dass eine vergangene Vertrautheit auch im Fall der Migration ganzer Systeme ihre Geltung beanspruchen kann. So zeigte *Hanna Haag* (Hamburg) wie Ostdeutsche nach der »Wende« und analog zu aktuellen Migrationserfahrungen eine »wissens- und orientierungsmäßige Wanderung« durchlaufen hatten, sie aber auch aufgrund der westdeutschen Dominanz im öffentlichen DDR-Gedächtnis als »Vertraute Fremde« konstruiert wurden. Dadurch hätte sich ein anhaltender Widerspruch zwischen öffentlicher Deutung und partikularer Erinnerung ergeben. Politisch enger mit der DDR verknüpft waren die Personengruppen aus zwei Forschungsprojekten, deren Befunde *Uwe Krähnke* (Bielefeld) und *Nina Leonhard* (Berlin) vereinigten: So ließen sich sowohl bei Angehörigen des Ministeriums für Staatssicherheit als auch bei dem Führungspersonal der Nationalen Volksarmee fünf Typen des (Nicht-)Ankommens in der BRD unterscheiden (Utopist, Konvertit, Traditionalist, Resignierter und Pragmatiker), die eine Übertragung der DDR-spezifischen Kategorisierung auf aktuelle Situationen des Ankommens nahelegten.

»Erinnerungsdiskurse der Ausbeutung« überschrieben das zweite Panel. *Dana Dülcke* (Kassel) skizzierte das asymmetrische Verhältnis der Ausbeutungssituation zwischen Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden, das sich in Interviews zur Frage offenbarte, »wie Landarbeitsmigrierende in Kanada über die Vergangenheit der Gegenwart erzählen«. Die Anrufung geteilter Erinnerungen an die *slavery days* stünde in Konflikt mit eigenen positiven Erfahrungen. Aus den Arbeitsbedingungen ergäbe sich ein Deutungsmuster im Sinne eines neuen *slave use*, das auch als kritische Gegenwartsdeutung herangezogen werden könne. *Laura Stielike* (Osnabrück) untersuchte die »Postkolonialen Diskurse um Migration & Entwicklung am Beispiel von Kamerun – Deutschland«. Sie identifizierte Phasen im Umgang mit Migrant_innen und zeigte, inwieweit die Unterschiede in den postkolonialen Erinnerungsdiskursen auf mögliche Schuldgefühle oder Verbundenheit Einfluss nehmen könnten.

Im dritten Panel »Gedächtnisse des Aufnehmens – Deutsche Erinnerungsnarrative zur internationalen Migration« erläuterte *Verena Schmid* (Heidelberg) anhand des baden-württembergischen Förderformats »Real-

labor Asyl«, wie Engagierte aufgrund von bislang ausbleibenden Erfahrungen auf Erzählungen als »Wissen aus zweiter Hand« Bezug nähmen, um mögliche »Lösungsstrategien« bei der Aufnahme und Integration von Geflüchteten zu erarbeiten. *Emine Aslan* (Frankfurt am Main) und *Karim Fereidooni* (Bochum) fokussierten auf die öffentliche Wahrnehmung »von Fluchthelfern und Schleuserbanden« und stellten Deutungsangebote einer aktuellen sowie nachträglichen Bewertung von (il-)legaler Fluchthilfe zur Diskussion.

Roswitha Breckner (Wien) setzte sich in ihrem Keynote-Vortrag mit »Fotografien von Flucht und Migration zwischen Fremd- und Selbstdarstellung« auseinander. Unterschiede in fluchttypologischen Bilddarstellungen und die Veränderung der Flucht-Ikonographie zeigten, dass Motive und Sujets des Leids verschiedenartig sozial kontextualisiert würden. Auch könnten »viral gegangene« Fotos das Leben der darauf Abgebildeten verändern und zur Frage führen, welche Auswirkungen eine Fotografie zeitigen könne. Zuletzt zeigte sie, wie sich die interaktive Aushandlung in der Selbst-Bild-Kommunikation Geflüchteter sich bisweilen in Form von »verstörenden« Darstellungen von Migration und Flucht offenbare.

Das vierte Panel versammelte Beiträge zu »Postmigrantischen Gedächtniskonflikten«. *Gabriele Fischer* (Esslingen) fokussierte auf die »Anerkennung und Sichtbarkeit der Opfer des NSU im gesellschaftlichen Erinnern und Gedenken«. Die Praktiken könnten als Indikatoren sozialer Aushandlungsprozesse für immer noch wirkende Macht- und Ausschlussmechanismen gelesen werden, etwa wenn Rassismuserfahrungen der Opfer auf den Umgang mit Schuld und (Nicht-)Verantwortung einer Mehrheitsgesellschaft träfen. *Matthias Roche* (Augsburg) zeichnete in dem mit *Michael Ernst-Heidenreich* (Augsburg) entwickelten Beitrag die »Intergedächtnisbildung im Augsburger »Universitätsviertel« nach. In Interviews mit Anwohner_innen sei die Konfrontation unterschiedlicher Gedächtnisrahmen erkennbar, die Hinweise auf eine unvollständige Konstitution einer gemeinsamen Viertelidentität gäben; eine »Kollision« entstehe in der Konfrontation unterschiedlicher Gedächtnisrahmen. Diese ließe Konvergenzen und Divergenzen, sowie vier Intergedächtnistypen mit variierender »Rahmeninkongruität« (Nichtwissen, Ausgrenzung, Geteiltes kollektives Gedächtnis, Neugier) als Übergangsstufe im Konstitutionsprozess neuer sozialer Kreise erkennen. *Katinka Meyer* (Göttingen) setzte sich mit der Gegenwart der Vertreibung Deutschstämmiger aus Ostmitteleuropa von 1945 auseinander. Die Leiderfahrungen »Vertriebener« aus Westdeutschland hätten sich zu einer Viktimisierungserzählung verdichtet, bei der integrierenden »Umsiedlung« in die Sowjetische

Besatzungszone hingegen seien DDR-Erinnerungen in ein »okkupiertes Gedächtnis« eingebettet, jedoch nicht ausgelöscht worden. Somit könnten Aushandlungsstrategien von Erinnerungen (kontinuierliche oder ersetzte Aspekte, Aneignung fremder Erinnerungen, *silencing*) identifiziert werden.

Anhand der mannigfachen Perspektiven auf vergangene Vertrautheit im Zusammenhang mit sozialen Gedächtnissen des Ankommens, Aufnehmens und Abweisens wurde die große sozialtheoretische Spannweite des Themas dokumentiert. Akteure von Erinnerungspolitikern – Subjekte und Gruppen – gestalten durch ihr Wirken die gesellschaftliche Ordnung, die wiederum die Basis für individuelles Verhalten und kollektive Prozesse bildet. Globale Wanderungsbewegungen und globalisierte Massenkommunikation deuten indes neue Entwicklungspotenziale an, wenn ursprünglich nationalstaatlich verankerte gesellschaftliche Bezugsrahmen (Halbwachs) aufeinandertreffen. Eine zunehmende Verunsicherung zeichnet sich ab, die neue Problemlösungen bei der Wirklichkeitsdeutung und der Regulierung erfordert. Dabei zeigt sich, dass es zwar nicht wie bisher weitergehen kann – allerdings kann das Neue ohne Rückgriffe auf Vergangenes auch keine Bestandskraft entfalten.

Simone Ines Lackerbauer